

Schweiz

«Es ging nur noch ums Überleben»

Krebskranker SP-Nationalrat Angelo Barrile erhielt vor einem Jahr eine bedrohliche Krebsdiagnose. Jetzt erzählt der 45-Jährige erstmals, wie er damit lebt – als Mensch, als Arzt, als Politiker. Und warum er endlich das Tabu Krebs brechen will.

Raphaella Birrer

Herr Barrile, genau vor einem Jahr erhielten Sie eine tödliche Diagnose. Wie war dieser Moment für Sie?

Das war surreal. Ich war wegen starken Fiebers und Schmerzen auf dem Notfall und wurde dort mit einer Diagnose konfrontiert, die ich überhaupt nicht erwartet hatte. Ich wollte sie zuerst nicht wahrhaben. Im Bruchteil einer Sekunde wurde ich vom Arzt zum Patienten, mein Selbstbild geriet durcheinander.

Bei einer Diagnose mit potenziell tödlichem Verlauf zieht das Leben geistig in raschen Sequenzen vorbei. War das bei Ihnen auch so?

Bei mir war es eher eine emotionale Entfremdung, als wäre nicht ich betroffen. Als erste Reaktion sagte ich der Ärztin, ich müsse am nächsten Tag an die Session nach Bern und käme am Wochenende wieder. Dabei hatte ich gerade erfahren, dass ich ein Lymphom habe – einen aggressiven, fortgeschrittenen Krebs, der bereits meine lebenswichtigen Funktionen angriff. Erst als die Ärztin deutlich sagte, ich sollte nicht mehr nach Hause gehen, konnte ich weinen.

Was hat diese direkte Konfrontation mit dem Tod bei Ihnen ausgelöst?

Ich hatte grosse Angst davor, nicht genug Kraft zu haben, um alles zu erledigen, was mir wichtig ist. Meine schlimmste Vorstellung war, dass ich sterbe und die Menschen, die ich liebe, einfach so zurücklasse. Weniger als 30 Prozent der Betroffenen mit Lymphom in meinem Stadium überleben die ersten Jahre. Ich wusste also: Wenn die Therapie nicht anschlägt, bin ich in wenigen Monaten tot.

Die Therapie hat angeschlagen.

Weil ich jung bin, konnten die Chemotherapeutika hoch dosiert werden. Bis Ende April dieses Jahres hatte ich sechs Zyklen. Für mich war das nach der Diagnose eine wichtige Perspektive: Frühling bedeutet für mich Ostern, die Wiedergeburt – das wollte ich unbedingt erleben. Und dank der Therapie konnte ich aktiv darauf hinarbeiten. Sie hat gut gewirkt, zurzeit lässt sich keine Krebsaktivität nachweisen. Geheilt bin ich deshalb nicht. Der Krebs kann jederzeit wieder kommen.

Nach der Diagnose mussten Sie sofort Ihr Leben unterbrechen, Sie haben als Nationalrat und Hausarzt pausiert – ein abrupter Stopp für einen vielbeschäftigten Menschen.

Das war brutal. Bis zur Diagnose entsprach mein Leben der Fahrt auf einer Autobahn. In Studium, Beruf und Politik ging es immer vorwärts. Und dann diese Diagnose – päm! Sie fühlte sich an wie ein Vollstopp auf der Autobahn, bei dem ich durch die Autoscheibe auf die Fahrbahn geschleudert wurde und einfach stehen blieb. Der ganze Stress, all die Termine hatten plötzlich keine Bedeutung mehr. Es ging nur noch ums Überleben. Ich hatte bis dahin 44 Jahre lang Raubbau



«Ich bin seit einem Jahr sozial total isoliert», sagt SP-Nationalrat Angelo Barrile. Foto: Ela Çelik

an meinem Körper betrieben. Nun war ich erstmals gezwungen zu schauen, was es links und rechts der Autobahn gibt.

Der Krebs als Augenöffner?

David Servan-Schreiber, selbst Arzt und Krebskranker, sagte vor seinem Tod einmal, der Krebs habe sein Leben gerettet, weil er erst dank der Krankheit bewusst zu leben begonnen habe. Mir geht es genauso. Ich möchte den 500'000 krebserkrankten Menschen und ihren Angehörigen in

Hausarzt und Politiker

Angelo Barrile sitzt seit 2015 für die SP im Nationalrat. Dort politisiert er in der staatspolitischen Kommission. Der Zürcher mit italienischen Wurzeln ist als Hausarzt tätig. Der 45-Jährige ist Vizepräsident des Verbands Schweizerischer Assistenz- und Oberärzte und präsidiert die Zürcher Aids-Hilfe. Barrile lebt in einer eingetragenen Partnerschaft. (rbi)

der Schweiz Mut machen: Das Leben ist auch mit Krebs lebenswert! Wenn ich sterbe, habe ich den Kampf gegen den Krebs nicht verloren. Mental habe ich jetzt schon gewonnen. Ohne die Erkrankung wären mir viele Dinge nie bewusst geworden. Durch den Zwangsstopp habe ich erfahren, wer ich bin und was ich will.

In den vergangenen Monaten waren Sie dem Tod manchmal näher als dem Leben. Wie spürten Sie, dass es doch reicht für das Leben?

Mit jedem Chemo-Zyklus wurde mein Körper schwächer. Anfang März musste ich notfallmässig wegen einer Infektion operiert werden. Ich war überzeugt, dass ich nicht mehr erwachen würde. Und doch habe ich den Eingriff überlebt. Lassen Sie mich das mit einem Bild beschreiben: Nach der Diagnose hatte ich stets das Gefühl, der Tod gehe auf der anderen Strassenseite neben mir her. Im März kam er dann zu mir herüber, gab mir zu verstehen,

ich müsse jetzt bereit sein. An dieser Schwelle zum Tod hatte ich ein Nahtoderlebnis, bei dem mir mitgeteilt wurde, dass meine Zeit noch nicht abgelaufen ist. Seither habe ich keine Angst mehr vor dem Tod.

Haben Sie durch dieses Erlebnis eine genauere Vorstellung, was nach dem Tod kommt?

Ich glaube, nach dem Tod erwartet uns etwas Wunderbares. Wir werden mit allen anderen ver-

Volkskrankheit Krebs

In der Schweiz erkrankt jeder zweite Mann und jede dritte Frau im Verlauf des Lebens an Krebs. Rund eine halbe Million Menschen sind aktuell betroffen. Allein für das Jahr 2021 geht das Bundesamt für Statistik von fast 50'000 Neuerkrankungen aus. Krebs ist mit durchschnittlich 17'050 Fällen pro Jahr die zweithäufigste Todesursache. (rbi)

bunden. Ich hatte immer eine biblische Vorstellung davon, was im Jenseits auf uns wartet. Doch diese Himmel-und-Hölle-Ideen erfassen es nicht richtig, es ist vielmehr eine unbeschreibliche Dimension unendlicher Liebe, die nicht verurteilt.

Als Arzt sind Sie jetzt selbst Patient. Was haben Sie über unser Gesundheitssystem gelernt?

Die schulmedizinische Onkologie dämmt den Krebs ein und hat mein Leben gerettet. Es ist aber ein grosser Fehler, dass komplexärmedizinische Angebote kaum von der Grundversicherung bezahlt werden. Sie sind nicht allen Betroffenen zugänglich, auch wenn sie erwiesenermassen den Krankheitsverlauf positiv beeinflussen. Zudem mangelt es an der Prävention. Jeder zweite Mann und jede dritte Frau hat im Leben einmal Krebs. Da wäre es zentral, zu wissen, wie wir vorbeugen können. Unser Gesundheitssystem kann erst handeln, wenn es zu spät ist.

Nun haben Sie Ihre politische Tätigkeit wieder aufgenommen, obwohl Sie noch nicht gesund sind. Wie war der Wiedereinstieg?

Vor einem Jahr habe ich kommuniziert, dass ich schwer krank bin. Ich musste davon ausgehen, dass ich all die Menschen in der Politik nie wieder sehen werde. Es war wie ein Abschiedsbrief. Und als ich im Mai wieder an der Sondersession war, dachte ich, es sei vielleicht das letzte Mal in diesem Gebäude. Ein bewegender Gedanke... Im Nationalrat erschrecken einige bei meinem Anblick. Ich hatte eine Glatze, war aufgedunsen, bleich. Der Ratsbetrieb war und ist sehr streng für mich. Ich muss meine Grenzen anerkennen, zu vielem Nein sagen. Als Politiker braucht das Mut, weil es als Schwäche angesehen wird. Ich mache aber Politik aus Überzeugung und nicht, um mich zu profilieren. Ehrlich gesagt steht sowieso in den Sternen, ob ich nochmals zur Wahl antreten kann.

Das heisst, Sie überlegen sich einen Rückzug aus der Politik?

Mein politisches Handeln war noch nie von einer Wiederwahl abhängig. Ich habe sowohl am Arztberuf wie auch an der Politik Freude, weiss aber nicht, was kommen wird. Im Moment ist für mich jede Option offen.

In unserer Gesellschaft gilt Krankheit gewissermassen als Tabu – körperliche Schwäche passt nicht gut ins Hochleistungssystem. Was muss sich ändern?

Unser leistungsorientiertes System bringt uns bei, nicht auf unseren Körper zu hören, keine Schwäche zu zeigen, immer mehr zu leisten. Nur dann gilt man als wertvoller Mensch. Das macht uns als Gesellschaft krank. Wir leben die Lüge, dass man nur gesund eine Leistung erbringen kann – und werden als Kollektiv doch immer kränker. Dabei hat auch eine chronisch kranke Person viele Qualitäten und Erfahrungen, die sie unter einem nicht

derart strikten Leistungsdictat einbringen kann.

Aber jede fünfte krebserkrankte Person, die bei der Diagnose erwerbstätig war, ist nach fünf Jahren nicht mehr beschäftigt. Diese Statistik ist erschreckend. Sie sollte für die Arbeitgeber ein Ansporn sein, zu beweisen, dass man kranke Menschen durchaus integrieren kann.

Aktuell diskutieren wir wegen Corona über Krankheit, aber sehr schrill. Wie stehen Sie angesichts Ihrer Krebstherapie dazu, dass sich Menschen gegen Nadelstiche wehren?

Einerseits finde ich, dass jeder für sich selbst entscheiden soll, ob er sich impfen lassen will. Andererseits haben wir als Gesellschaft eine Verantwortung, die Schwächsten zu schützen. Viele Menschen behaupten, sie seien solidarisch, bei der Impffrage handeln sie de facto aber egoistisch. Ich weiss nicht, ob diesen Menschen klar ist, dass sie eine Gefahr für andere sind. Für mich ist Corona lebensbedrohlich.

«Ich habe keine Angst mehr vor dem Tod. Ich glaube, uns erwartet etwas Wunderbares.»

Sie sind nicht geimpft?

Doch, dreimal, aber mein Immunsystem hat keinen Schutz aufgebaut. Ich bin seit einem Jahr sozial total isoliert. Je mehr Menschen sich impfen lassen, desto eher kann ich wieder am gesellschaftlichen Leben teilnehmen. Zynisch ist auch, dass viele Impfgegner sagen, Covid treffe ohnehin nur die Alten und Kranken. Ich bin zwar ein kranker 45-Jähriger. Wenn ich nicht an Corona erkrankte, lebe ich trotzdem länger. Auch eine 85-jährige Person kann noch einige Jahre vor sich haben. Wer definiert, was ein lebenswertes Leben ist?

Allein in diesem Jahr erkrankten 50'000 Menschen in der Schweiz neu an Krebs; es ist die zweithäufigste Todesursache. Im Unterschied zu Covid findet aber keine breite Diskussion darüber statt. Warum nehmen wir das einfach so hin?

Die vielen Krebskranken sterben im Stillen, zeitlich gestaffelt. Sie überlasten das Gesundheitswesen nicht. Darum besteht kein Druck. Covid hingegen bedrohte das bisherige Leben und den Wohlstand aller. Hinter dem kollektiven Schweigen über den grassierenden Krebs steckt ein gewisser Egoismus – Krebs bedroht den Wohlstand nicht. Die Krankheit ist zudem stigmatisiert und tabuisiert. Betroffene sprechen nicht darüber. Dabei könnten viele Fälle verhindert werden, wenn mehr Menschen informiert wären. Ich sehe es als meine Aufgabe, mit diesem Interview einen Beitrag zu leisten.